

MARIA FABER DU FAUR

DIE GRET

Erzählung



WESTERMANN'S FELDPOSTAUSGABE

MARIA VON FABER DU FAUR

DIE GRET

Eine Erzählung von den Fischern der Nehrung

FELDPOSTAUSGABE



GEORG WESTERMANN

BRAUNSCHWEIG BERLIN HAMBURG

Ist es nicht, als ob ein neues Leben begänne für den jungen Lehrer Hannes Holt mit der wirbelnden Fahrt über das Haff? Der Willem Gaidies holt ihn mit dem Schlitten ab.

„Hü! Hühott! Hierher, Schimmel! Kannst du gar nicht hören?“ Er reißt die Pferde herum. „Immer, wenn sie aufs Eis kommen, ist es, als wenn sie bockig sind. Können sich immer noch nicht daran gewöhnen.“

Hannes Holt empfindet diese Fahrt als etwas Wunderbares. Der eisige Wind der Nehrung, fegt er nicht alles Enge seiner Jugend hinweg, die in einer kleinen deutschen Stadt zwischen vielen Geschwistern in engen Mauern verlief? Aber dem kümmerlichen Gehalt seines Vaters und den schmalen Gesichtern zum Trotz erfüllte sich der Hannes seinen brennendsten Wunsch und wurde Lehrer. Und jetzt war das Ziel erreicht, erstes

selbständiges Wirken lag vor ihm. Glücklicherweise schaut er hin über die weite schimmernde Schneefläche ringsum. Der Gaidies hüllt ihn sorglich in die große Pelzdecke ein, und die Pferde greifen aus. Eine scharfe Spur hinterlassen ihre Hufe auf dem Eis.

Jetzt fegt eine Schneewolke über das Haff, schlägt dem Lehrer ins Gesicht, daß er die Augen schließen muß. Zuweilen machen sie einen Umweg um ein Eisloch, und mehrmals fahren sie an Männern vorbei, die dabei sind, das Eis aufzuhacken, um ihre Netze herauszuziehen. Ab und zu grüßt einer.

„So holt ihr euch hier im Winter das karge Leben?“ fragt der Hannes.

„Das ist so“, meint der Willem Gaidies. „In Schwärmen sind die Fische und alle beisammen. Wen das Glück trifft, der hat dann seine Netze voll. Und die anderen, die sehen zu. Schwer ist der Winter, und viele haben das Frühjahr nicht mehr erlebt... Mein Nachbar, der mit mir im Boot war, den hat's gepackt, daß er unten geblieben ist, wo er den Fischen gehört... Ich hab' ihn im Wasser treiben sehen; aber mein Schiff war zwischen Eisschollen festgeklemmt... Erbärmlich ist es manchmal, am Leben zu bleiben...“

Lange Zeit ist es still. Nur die Peitsche des Gaidies tanzt auf dem Rücken der Tiere.

„Ach, sehen Sie die vielen Krähen, schwarze Wolken sind es ja.“

In diesem Augenblick überdeckt ein wirbelnder Schneesturm den Schlitten. Durch die Flocken ruft Gaidies dem Lehrer zu: „Ziehen Sie sich die Decke über den Kopf!“

Der Hannes fragt: „Können Sie nicht in ein Wasserloch fahren bei solchem Schneesturm?“

Der Mann wendet den Kopf zurück: „Keine Sorge! Die kenne ich. Jetzt haben wir's gleich überstanden. Da ist ja schon das Dorf.“

Nun teilen sich die stiebenden Flocken. Ein Wunder tut sich auf vor dem Hannes — silbern erhebt sich ein Berg aus grünlich schimmernder Fläche. Die Wolken zerreißen, daß Blau darüber steht. Wie kann es Berge geben ganz aus Silber? träumt der Hannes, bis ihn die Stimme trifft: „Die große Düne — Sand — Sand...“ Schwer fallen die Worte: „Das alte Dorf hat sie begraben. Jetzt ist es neu aufgebaut.“ Dann nichts — und endlich: „Eines Tages werden auch wir unter ihr liegen.“

Der Hannes ist betroffen. So einen schweren Ton hat der Mann. Warm fragt er: „Was ist Euch, Mann?“ Der schweigt. Schwer muß das Leben hier sein, daß es die Leute so hart macht, denkt der Hannes. Der andere zeigt mit dem Peitschenstiel hinüber zum Land: dort die große Mole, dahinter das Hotel mit der Terrasse und die Häuser, über denen der Wald beginnt. Steil ragen die Stämme, gleich einer ungeheuren Mauer. Nur die Wipfel biegen sich gegeneinander, so ist doch etwas Bewegung darin. Der Hannes schaut auf die Rücken der Pferde, über die die Peitsche tanzt.

Am Ufer wird es lebendig. Eine Frauengestalt läuft dem ankommenden Schlitten entgegen.

„Meine Frau.“

Hannes Holt sieht in das Gesicht des Mannes, über dem jetzt ein wärmerer Schimmer liegt, wie von heimlicher Freude.

Schmal und zart gebaut ist die Frau. Der Kopf trägt stolz seine Krone von braunen Flechten. Auch ihre Augen sind dunkel. Freundlich ruht ihr Blick auf dem Hannes, als sie ihm die Hand reicht und ihm wünscht, daß dieser Tag ein Gutes für ihn bedeute.

Ein Junge führt die Pferde in den Stall.

„Den müßt Ihr auch noch schulmeistern.“ Der Gaidies lacht. „Aber daneben lerne ich ihn schon an als Knecht.“

„Schön ist es hier bei Euch.“

„Ja, es ist schön. Sie werden sich wohl fühlen.“ Ein stilles Leuchten erhellt das Gesicht der Frau.

An ihrem Stock kommt die alte Bäuerin. Tausend Runzeln und Fältchen spielen auf ihrem Gesicht, und irgendwo im Auge lauert der Schalk. Aber ein eiserner zäher Wille wacht dahinter, der sein Regiment zu führen weiß, im Hause und darüber hinaus.

„Wir sind zufrieden“, sagt die alte Frau, „daß wieder ein deutscher Lehrer da ist. Deutsch sind wir alle, wir und die Erde, auf der wir stehen. Und darum geht's. Haben uns selbst gewundert, als wir eines Tages aufwachten und nicht mehr deutsch waren. Im Herzen werden wir immer deutsch bleiben.“

Dem Hannes wird froh ums Herz bei diesen Worten. Fest ist der Druck seiner Hand. Er folgt ihr ins Haus.

„Da ist auch die Gret. Bring dem Herrn Lehrer ein Glas Milch!“ Sie reicht es ihm.

So verschieden können Schwestern sein, denkt der Hannes. Eine Stille und Heimliche ist sie, die

Maria, die Frau des Willem; in ihren Augen liegt ein warmer Glanz, als lebten sie alles nach innen. Aber bei der Gret ist es, als müßten Übermut und ungebändigte Lebenskraft hervorbrechen aus ihr. Sein Blick fährt hinauf und herunter an ihr, bis sie es merkt und das Auge niederschlägt. Wie schön sie jetzt ist, das weiß sie nicht.

„Bring den Lehrer zum Schulhaus“, sagt die Alte. „Die Gäule gehen so schwer über das Eis, und es sind nur ein paar Häuser.“

Auf dem Brett am Haff entlang schreitet sie vor ihm her. Unter dem Kleide federt die junge Gestalt.

Der Hannes grübelt: Sind so die Mädchen in den Städten? Ganz warm und heimelig ist ihm zumute, und doch erfüllt ihn gespannte Erwartung. Nun hebt das Neue, das Leben, das ganz Große an.

Der junge Lehrer lebt sich allmählich ein. Täglich wird sein Blick weiter. Neues strömt auf ihn zu. Nicht nur die eigenartige Landschaft, die karg ist und doch schwer von Süße, tut es ihm an. Auch die Menschen sind anders, als der Hannes sie aus den Städten kennt. Nichts hat sie verkleinert. In Gut und Böse sind sie stark und unverküm-

mert. Urlandschaft ist in ihnen, wie in den krüppeligen Föhren und in den hochragenden Buchen, deren Wipfel der Wind durchflutet, der vom königlichen Meere kommt, über die Wiesen läuft und dann im Walde die hochstämmigen Bäume gegeneinanderbiegt, daß sie ächzen und stöhnen. Es ist schön, daß sie zu uns gehören, fühlt er.

Die Arbeit in der Schule ist dem Hannes bald kein Ungewohntes mehr. Leicht findet er sich zurecht. Nun führen ihn seine Wege oft zu der alten Bäuerin. Das Gesicht dieser Frau hat es ihm angetan. Wetterhart und verarbeitet ist es, kantig und trotzig, wie zur Landschaft gehörig. Gleich einem Baum steht sie da, schützend und schattend, groß und wissend wie die Frauen der Vorzeit.

„Die deutsche Sprache“, sagt sie, „ist die unsere, nicht die litauische. Was uns gehört, so tief zu eigen, das kann uns nicht irgendeine äußere Gewalt entreißen. Vaterland ist unser Besitz, nicht anders als Haus und Hof. Wir sind eben Deutsche und müssen es bleiben. Wenn wir ein deutsches Buch lesen, so wissen wir trotz der litauischen Bedrängnis, daß es ein Buch unserer Heimat ist; wenn wir einem deutschen Menschen die Hand hinstrecken: der gehört zu uns.“

„Gott gebe, daß es immer so bleibt“, sagt der Lehrer.

„So denken wir alle.“ Die Stimme der Alten ist hart. „Hier gibt keiner seine Kinder in die litauische Schule, da mögen sie werben, soviel sie wollen. Sie werden es nicht schaffen. Einem das Vaterland nehmen wollen wie nichts, an irgendeinem Morgen . . .“

Ganz verbissen sitzt die alte Frau da. Tief eingefressen ist ihre Wunde. Und sie wird sich nicht schließen, bis der Tag kommt, an dem die fremde Herrschaft zu Ende ist. Finster starrt sie vor sich hin. Den Hannes hat bei ihren Worten eine so starke Bewegung erfaßt, daß er ihr die Hand drücken muß. Es ist ein Eigenes um die Heimat, so denkt er. Aber wie groß sie ist, das hat der Hannes früher nie erfahren und auch nicht das, worin sie besteht. Vom Herzen kommt es her, grübelt er. Ist es nur die Sprache, was uns so eng gehören läßt zu denen da? Ist es das Blut? Ist es gemeinsam erlebtes Leben durch viele Geschlechter? Sind auch die eisigen Winde und das Meer Deutschland, auch das östliche Geheimnis? Ist dieses alles dasselbe Land? Sind das alles Stimmen unserer Seele? Der tiefe Zauber, der aus dem Meere träumt und aus der weiten Landschaft?

Der Hannes denkt an das Gesicht seiner Mutter. Wie aus Nebeln löst es sich. Man kann lange darin lesen. Dann findet man auch Süße in ihm neben der Härte, die erstet unter den Hammerschlägen des Lebens. Plötzlich erkennt er sich selbst in diesen Zügen. Dann verschwindet das Gesicht, und es schaut ihn eines an: ist es die Wala? Sind Jahrhunderte nichts?

Der junge Lehrer Hannes Holt ist hinabgestiegen in die graue Vorzeit, nur indem er gelesen hat in den Zügen einer alten Frau. Jetzt ahnt er, wie uralt die Erde ist. Und wie sie immer sich gleichbleibt. Immer wechselt. Und die Weisheit wohnt in der Tiefe.

Mehr noch offenbart sich dem jungen Lehrer, als die Jahreszeiten über die Erde wechseln: das Herz der Welt. Der Hannes muß hinauf auf die Dünen, die in der kalten Jahreszeit kaum eines Menschen Fuß betritt. Glattegeft ruhen sie, ein welliges Muster im Sand, wie er es auch am Meeresgrund schon sah. Fast ein Erschrecken ist es, als er zum erstenmal beim Herumstreifen in die Lichter des Elches starrt. Häßlich ist er, aber ein Hauch ist um ihn wie aus grauen Tagen. Königlich beherrscht er das Land, den schmalen

Streifen zwischen Haff und Meer. Seine Hufe werfen die Erde in die Luft. Die Bewegungen schmiegen sich dem welligen Boden an ... gleichsam hineingeweht in das Land, staunt der Mann, dem jetzt erst Urhaftes begegnet in Mensch und Getier und dem sich eine Weite auftut, von der er sein ganzes Leben bisher nichts gewußt hat.

Auch der Fallensteller gehört dazu, der, hinter einem Haufen Föhrenzweige hockend, auf Krähen lauert. Und wenn er ihnen das Genick durchgebissen hat, ist der Krähenbieter froh und zufrieden.

Der Himmel fällt dem Meer in den Schoß, daß Farben aufsprühen und die Flut ringsum ein Goldmeer ist.

Hier weiß man nichts vom Gehetz der Städte. Im Gleichmaß und ruhig gehen die Jahreszeiten über die Erde hin. Wenn der volle Mond über Meer und Dünen steht und die Wälder in sein Licht taucht, scheint diese Welt verzaubert. Die starken alten Bäume wiegen sich im Wind, der vom Meer herüberweht. Auf der Höhe läßt der Hannes seinen Blick gehen nach beiden Seiten in weite und immer wachsende Ferne. Von solcher Größe und so brennender Glut hat die Kindheit

des Hannes nichts gewußt. Hier wächst ihm ein Ahnen: Ehe für den Menschen der Abend anhebt, war viel Großes um ihn: Blitze sind in die Erde gefahren, haben Bäume zerspellt und Felsen, Sturm hat in die Haare der Bäume gegriffen. Schöpfung offenbart sich dem Hannes.

Jetzt steht der Hannes am Strand. Da stürmt er durch die Wellen, der Elch, jagt sich seine Brunst aus dem Leib und treibt und rauscht mächtig durch den aufsprühenden Schaum. Der Hannes wagt kaum zu atmen. Aufgewühlt ist er bis ins Innerste.

Und die Sonne . . . Erschrocken fährt der Hannes aus dem Schlaf. Wie klirrende Schwerter treffen ihn am Morgen die Strahlen. Ist dies auch das Östliche, das Wunder?

Hinweggefegt ist für ihn das Leben, das bisher um ihn war. Neues, Starkes bricht auf. Auch hart wird es sein, grausam und unerbittlich. Das spürt er. Er freut sich, daß ein Strom ihn erfaßt hat. Wohin reißt er ihn?

Da ist der Morgen, an dem es ihn aus seinem Bett gejagt hat und aus dem Haus, und er läuft auf dem Brett am Haff entlang, ohne an irgend

etwas zu denken, nur sich dehnend in der kristallinen Durchsichtigkeit der Frühe.

Plötzlich bleibt ihm das Herz stehen: ein Mädchen steht in der Sonne, dort, im Wasser, fährt mit der Hand ringsher über die schimmernde Fläche, daß die Tropfen aufsprühen und an ihr hinunterrinnen wie flüssiges Gold. Seine Blicke sind gebannt. Er atmet beklommen. Diese Straffheit der Glieder . . . das bräunliche Schimmern der Haut . . . Die Schultern biegen sich zurück, bis der Kopf hintenüber hängt und es fast schreien muß vor innerem Jubel.

Ist das die Gret? Ein Jauchzen steigt in ihm hoch: So ein Mädels also ist die Gret.

Dann aber entfährt ihr ein jäher Laut des Erschreckens. Bis an den Hals duckt sie sich ins Wasser, als schäme sie sich ihrer Freude. Nur den einen Wunsch birgt das klopfende Herz, daß niemand sie gesehen haben möge, wie sie sich darbot dem Licht, dem Tag.

Sie hatte ja auch gedacht, die Gret, so am frühen Morgen ist noch keiner unterwegs. Aber plötzlich ist er aufgetaucht, der blonde Haarschopf des jungen Lehrers, der unbefangen mit bloßen Armen und Sandalen auf dem Holzsteg daher-

kam. Sie hofft nur, daß es gnädig vorübergehen möge. Erst nachdem er lange fort war, wagte sie sich scheu heraus und barg sich hastig und errötend im Handtuch. Eine bange Frage bewegt sie seither: Hat er sie gesehen? Hat er nicht?

In Zukunft wird es doch wieder der Brunnentrog sein müssen. Nach einigen Tagen aber hat sie der Schrecken doch so weit losgelassen, daß sie wieder den Oberkörper entblößt, das Wasser herunterrinnen läßt an den Armen und sich der Sonne entgegenbiegt.

Ins Haff freilich wagt sie sich nicht mehr, außer im Rock, den sie hochhebt. Die weißen Knöchel leuchten in der Sonne.

Hat er mich gesehen? Hat er nicht? Die Gret wirft der Bleß das Futter vor. Ihre Hand streicht über das weiche Fell des Tieres. Plötzlich zögert die Hand . . . Und wenn er mich doch gesehen hat? Aber da können die Gedanken nicht weiter.

Am Mittag auf dem Heimweg aus der Schule geht der Hannes nicht wie sonst am Haus vorbei. Nein, er kommt durch den Garten den Weg

herauf, und er verlangt ein Glas Milch. „Hol's, Gret!“ treibt die alte Bäuerin sie an. Das Herz der Gret tut einen harten Schlag.

Wie sie ihm das Glas reicht, trifft sie sein Blick mit solcher Glut, daß es keinen Zweifel mehr geben kann: er hat sie gesehen. Ihr Auge haftet am Boden. Tief sitzt der Kopf zwischen den Schultern.

Wenn die Gret jetzt aufblickte, könnte sie sehen, daß der Lehrer vor ihr steht wie ein Schulbub. Aber sie kann ja nicht aufschauen.

Weite Wege läuft die Gret die nächsten Tage, auf den entferntesten Wiesen schneidet sie Gras für das Vieh, sie schafft und werkt, als hätte sie vier Kühe zu versorgen statt der Bleß. Aber der Mittag, wenn der junge Lehrer von der Schule kommt, findet sie doch irgendwo auf seinem Wege. Sie hat es nicht gewollt, hat sich gefürchtet davor. Und doch muß es so sein und ist immer wieder so. Daß auch ihn die Sicherheit verläßt, sieht sie nicht, und wie er zögert und dann einen steifen Gang annimmt und doch versucht, leicht hin zu grüßen und groß und gewichtig zu tun.

Längst ist der junge Lehrer mit den Kindern in der Schule vertraut, die wohl fühlen, daß er am liebsten raufen und tollern möchte wie sie; denn bald zeigen sie Vertrauen und kommen willig zu ihm mit allen großen und kleinen Sorgen. Auch die Eltern kennt er und jedes Wohnung weiß er und wie sie daheim sich durchringen. Sie hängen an ihm. Daß sie doch noch einen deutschen Lehrer bekommen haben! Sie hatten schon gefürchtet, das Litauische sollte ihnen ganz aufgezwungen werden. Aber die Herren da oben mochten wohl gefühlt haben, daß es nicht leicht ist, diese urdeutschen Bauern in ein fremdes Joch zu zwingen, und daß sie eines Tages sich aufbäumen würden. Dann könnte der Morgen kommen, an dem sie lachend weglegten, was sie beengt.

Es ist noch viel Zeit vergangen bis zu der Stunde, da der Hannes stehenbleibt vor der Gret und sie anspricht. Nicht wie sonst der Lehrer die Leute der Nehrung . . . nein, er, der Hannes, spricht sie an, die Gret. Was er redet, begreift sie kaum . . . sie hört nur den Klang seiner warmen Stimme, der auf sie einströmt. Er erzählt von engen Straßen, in denen er aufgewachsen ist.

Aber diese Worte wecken in ihr keine rechte Vorstellung. Wie könnte es auch anders sein für sie, deren Kindheit im hellen Licht stand, in der Weite zwischen Himmel und Haff?

„Deshalb muß ich eure Weite aufnehmen in mein Herz“, sagt er, und: „Du ahnst gar nicht, wie reich du bist, daß du aufwachsen konntest in Luft, Meer, im Geruch des Tangs und im Rauschen dieser Buchenwälder . . .“

„Ja, schön ist es hier“, nickte sie zustimmend und steht vor ihm wie die junge Schöpfung; doch was der junge Lehrer meint, so recht begreift sie es nicht. Aber ein Neues ist geschehen. Sie spürt, daß er nicht glücklich ist und fühlt sich ihm plötzlich überlegen. Fast mütterlich lächelt sie ihm zu.

Da schweigt er und sie schauen sich an. Die Zeit steht still zwischen ihnen. Endlich ruft seine Stimme sie wie aus einer Ferne zurück. „Eines Tages werde ich wieder fort müssen in die Enge einer Stadt. O daß ich etwas mitnehmen dürfte von hier.“ Und dann grüßte er leichthin und ist fortgegangen. Sie steht noch immer am gleichen Fleck und blickt erstaunt um sich. Aber nachts in den Kissen, da packt es sie so, daß sie sich sehnt nach den Zeiten, wo sie abends todmüde in den Schlaf fiel und erst wieder erwachte,

wenn die Sonne ihren flammenden Ruf über die Welt schickte. Was nur wollte er mitnehmen von unserem kargen Leben hier auf der Nehrung? Während sie noch grübeln muß darüber, hat der Schlaf sie fest umschlossen.

Nein, so gewerkt wie jetzt hat die Gret noch nie. Die Arbeit fliegt ihr unter den Händen, und ein Summen ist auf ihren Lippen, wenn es nicht gar ein helles Lied wird, daß alle erstaunt aufhören. Aber keiner sagt etwas oder denkt wohl gar dabei an den Lehrer. Beisammen sieht man die zwei ja auch nie.

Breit liegt der Sommer über Meer und Haff. Etwas Kühlung gibt immer der Wind, der die grünen Wipfel biegt, daß sie stöhnen. So ist es schön, zu atmen.

„Paule“, sagt die Gret und kommt mit einem Fuder Gras in den Stall, das der Paule sorglich ausbreitet vor dem Maul, aus dem die breite Zunge leckt, „heut mußt du das Segelschiff klar machen. Der neue Lehrer will segeln auf dem Haff, wenn der Mond kommt . . . am Abend . . . Geh, sag's dem Herrn!“

„Und wer soll sonst noch mit?“ fragt der Paule.

„Niemand.“ Die Stimme der Gret hat einen eigenen Klang. „Er will alle acht Anteile zahlen.“

Ein sinnender Ausdruck liegt auf ihrem Gesicht. Wie hatte er gesagt: Sie kommen doch mit, Gret?

Ja, so ist er, der Lehrer. In der Enge ist er aufgewachsen, und kärglich war seine Kindheit. Später hat er jeden Pfennig herumgedreht in der Hand, bis er ihn rollen ließ. Aber jetzt ist etwas über ihn gekommen, was ihn zwingt, den großen Herrn zu spielen vor der Gret. Nein, es macht ihm gar nichts aus, die acht Anteile zu bezahlen. Er will allein sein mit der Gret in dieser Nacht...

Silbern schimmert der Abend und liegt unwirklich über den Wellen des Haffs, die gegen das plumpe Fischerboot plätschern. Schwarz hebt es sich ab gegen den lichten Himmel. Der Lehrer trägt die Gret herüber ins Schiff. So weich spielt der Wind, als wolle er alle Tücher aufheben und das Heimlichste befreien. Am Steuer sitzt der Gaidies und hält das Holz mit fester Hand. Beim Segel vorn der Paule kann es nicht lassen, hin und wieder nach den beiden zu schielen, die auf der Rundbank sitzen, als sei es schon immer so gewesen

Das Segel bläht sich, und der breitgewölbte schwarze Schiffsrumpf durchschneidet rauschend die aufschäumende Flut. Der Mond geht über Land und Meer, die hohe weiße Düne hebt sich ihm entgegen. Dann senkt er sich auf die Wellen.

Eintönig fällt die Stimme des Gaidies in die Nacht. Von dem Leben auf der Nehrung erzählt er, dessen Härte der junge Lehrer noch zur Genüge kosten wird. Gut ist es, daß er spricht, und der Hannes, ohne doch recht zu hören, was er sagt, wirft ein „Ja“ dazwischen oder ein „Wirklich?“, damit das Reden nicht verstumme. So sollte es immer bleiben.

Gemeinsames Erleben der Nacht. Bedrängend fast fühlt er die Nähe des Mädchens und kann es doch nicht hindern, daß er sich freut, weil es nun ein wenig dunkel ist. Seine Hand schiebt sich unter ihren Arm um die Hüfte... tastet sich noch weiter vor unter dem Brusttuch und hält erschauernd inne, als sie die junge feste Brust umspannt. Kaum wagt er zu atmen... lauscht angespannt... Wird der Traum jetzt enden, wird ihr Ruf all dies Schöne zerreißen? Aber nein, nichts geschieht. Ruhig weiter gleitet das Schiff, und die neben ihm schmiegt sich ein wenig

in seinen Arm. Er fühlt, wie ein Nachgeben durch ihren Körper geht. Ein eisiger Glücksrausch durchströmt ihn. Jetzt trägt das Schiff ein kostbare Last. nicht die Menschen allein, die an die Erde gebundenen, eine junge Liebe nun auch, die den Himmel umschließt.

Sind die Schwestern sich fremd geworden, die in der Kindheit doch jedes Erleben einander mitgeteilt hatten? Jetzt ist die Maria wie eingesponnen in sich, denkt die Gret. Ein heimliches Lächeln spielt oft um ihren Mund, selbst wenn sie eine nüchterne Arbeit tut. Manchmal auch blitzt es in ihrem Auge auf wie leiser Stolz... und oft scheint sie zu träumen. Sieht sie die nicht, die um sie sind? Ein wenig hart ist das, wenn das eigene Erleben die Brust sprengen will. Die Gret sehnt sich wohl danach, einmal sprechen und sich an jemanden verströmen zu dürfen, und wäre es auch die Schwester. Aber können Worte überhaupt das Unsagbare wiedergeben? So hilft sie sich mit einem Lied. Ihr Auge gleitet prüfend über die Gestalt der Maria hin, die ein wenig voller geworden ist. Wenn die Maria so still sitzt, scheint sie der Wirklichkeit ganz entrückt zu sein. Es kann geschehen, daß sie die geringelte

Schale in der Hand behält und die Kartoffel herunterfällt; die Hand bleibt im Schoß liegen, und die Augen suchen etwas, was nicht da ist. So bleibt die Gret ihr verschlossen. Nur sie selbst fühlt, wie eine Woge des Erlebens über sie hingeht, die nicht mehr in ihrer Gewalt ist. Wenn sie nachts aufwacht, droht das Neue, Beängstigende sie fast zu ersticken. Wohin will es führen? Es wäre gut, jetzt mit der Schwester zu sprechen. Aber sie schweigen aneinander vorbei.

Einmal, am Abend, als sie ihre Arbeit getan hat, flimmert es seltsam in der Luft über Land und Meer. Sie atmet den Sommer, und er ist in ihr. Träumend fast nimmt sie das Kopftuch ab und steigt hinauf, da, wo die großen Stämme aufgehört haben und die kleinen krüppeligen Föhren über den Weg kriechen. Geht nicht ein großes Wehen über die Welt? Hier spürt man es, zu Hause weiß man es nicht. Jeder krüppelige Föhrenstamm, jedes Blättchen hebt sich einer großen Feier entgegen. Ganz eingesponnen in Zauber ist die Gret. Weite! Fern als silberner Streifen glänzt das Meer, aus dem alles Licht steigt, das die Erde einhüllt in opalene Töne... Sie wird

sich nicht klar darüber, was es ist, daß sie stehenbleiben muß, ihre Brust weiten und tief atmen, daß es eindringe in sie, all das Schöne.

Hier steht eine kleine Bank. Sie setzt sich. Einmal will sie selbst fühlen, was dem Lehrer soviel bedeutet. Von den Menschen um sie herum, sieht denn jemand die hohe Düne, das ferne Meer? Die Weite der Landschaft? Und die Glut, die sich über Meer und Erde in schimmernden Farben verströmt? Aber der Lehrer, für den ist das alles da. Der wandert weit über das Land, daß der Seewind ihm ums Gesicht spielt. Warum denkt sie jetzt an ihn? Auch dies versinkt. Ganz still sitzt sie da. Die Hände, die heute nicht mehr arbeiten wollen, sind in den Schoß gesunken. Auf ihrem Gesicht ist eine große Stille. Nichts weiß sie mehr vom Hof und den Pflichten, die zu Hause immer warten. Nur Menschenkind ist sie, geborgen in diesem Abend. Vor ihr breiten sich Wipfel auf Wipfel. Den würzigen Duft atmet sie, gemischt aus Tannennadeln und Waldbeeren. Lange sitzt sie so, ohne an etwas zu denken. Tiefe Ruhe um sie und Stille auch in ihr. Wie sie ihr Haar zurückstreicht und aufsteht, tritt plötzlich der Lehrer neben sie.

„Gret! Sie hier?“

Sie blickt erstaunt auf, eine solche Freude hat sie aus seinem Wort gehört.

„Hier sitze ich manchen Abend.“ Er spricht es hinein in die Sonne, die eben wie ein großer roter Ball ins Meer tauchen will. „Wenn man das sieht“, sagt er, „weiß man, warum Farben sein müssen. Leben sind sie und verschwenderische Fülle . . . Gret!“ Er sagt es plötzlich ganz heiß und mit einer wilden Zärtlichkeit. „Gret.“ Seine Stimme ist heiser. Sie sieht ihm ins Gesicht. „Soll das immer so bleiben?“ Er greift nach ihrer Hand.

Was ist es, das sie so erschreckt? Ist es der seltsame Klang in seiner Stimme? Ist sie selber es, vor der sie sich fürchtet? Jäh entzieht sie sich seinem Griff und ist so eilig davon, als ob sie fliehen müßte.

Die Gret schneidet Gras auf einer Wiese am Meer. Da sieht sie ihn kommen. Hastig bückt sie sich und arbeitet weiter. Er bleibt vor ihr stehen, blickt auf ihre Hände, sagt nichts. Flimmernd zittert die Luft. Da faßt er ihre Hand, daß die Sichel ins Gras fällt. Schwer atmend stehen sie dicht beieinander. Das Meer leuchtet schon in den weicheren Farben des Abends. Leise streicht der Wind durch die Gräser.

„Gret.“ Der Hannes zieht sie neben sich auf den Rain. „Das ist alles neu für mich. Daß es so etwas gibt wie dich, hab' ich kaum zu träumen gewagt. In deinem Haar ist der Geruch des Meeres, in deinen Augen das Strahlen eurer östlichen Sonne.“

Sie blickt noch immer vor sich hin.

„Gret, wenn ich wieder in die Stadt muß, soll das alles in meinem Leben bleiben.“ Er beugt sich über sie und seine Lippen liegen fest auf den ihren. Seine Hände schließen sich um ihr Gesicht. Keine Zeit gibt es mehr und keinen Ort. Dann wieder der warme Klang seiner Stimme: „Wir werden uns aufbieten lassen, Gret. Man muß das Häuschen ausbauen. Dann gehst du aus und ein bei mir und bist die Frau Lehrer.“

Scheu und ungläubig sieht sie ihn an. Will wirklich der Lehrer sie, die Gret aus dem Fischerdorf, heiraten? Kann sie ihm denn genug bedeuten? Sie will ihn fragen. Aber da spricht er schon weiter: „In die Stadt wirst du mir das Rauschen des Meeres mitbringen und die Sonne, die eure Landschaft erhellt.“

Eine Weile schauen sie schweigend in die Ferne.

„Bei uns ist die Hochzeit ein großes Fest.“ Sie spricht wie aus einem Traum heraus. „Im Schrank hängt der alte Staat von der Mutter her. Alle Mädchen tragen ihn dann. Den Pferden sind Zöpfe geflochten mit bunten Bändern. Der Brautwagen fährt durchs ganze Dorf.“

„Es soll das allerschönste Fest werden, Gret . . . Wir wollen froh sein und schaffen und Kinder haben.“

Als er von den Kindern spricht, durchfährt es die Gret wie ein heißer Strom. Plötzlich springt sie auf.

„Ich muß nach Haus.“ Kaum will die Stimme aus dem Hals.

„Ich helfe dir, Gret.“

Sie gehen eine Weile nebeneinander dem Dorfe zu. Dann sagt sie stockend und hastig: „Die Leute sollen noch nichts wissen. Wird das ein Gerede geben im Dorf!“ Ein heimlicher Schalk ist in ihrer Stimme und ein Jauchzen, daß Hannes sich reich beschenkt dünkt.

Mit leichten Schritten eilt sie voraus. Es ist ihr, als ob sie träume. Ganz überlassen darf sie sich jetzt dem Glück. Kinder will er und eine Hochzeit mit Pferden und bunten Bändern. Sie sieht es vor sich, das große, bunte, leuchtende Hochzeits-

fest. Der Tag will kein Ende nehmen. Der Brautzug bewegt sich durchs Dorf . . .

Der Hannes schlendert langsam den Weg entlang zum Wald. „Ja, das ist wahrhaftig das Glück, das ich mir gefangen hab'.“ Er spricht es laut vor sich hin in den sinkenden Abend. Ringsum richten sich die Gräser auf, als lauschten sie auf das jubelnde Klingen einer menschlichen Seele.

Als die Gret strahlend vor Glück in die Stube tritt, erschrickt sie beim Anblick der Maria. Die hat sich einen Stuhl ans Herdfeuer gezogen und starrt in die Glut.

Wie furchtbar ist die Schwester verändert. Unbeholfen sind ihre Bewegungen und müde. Und die Augen haben einen fiebrigen Glanz.

„Komm her, Gret! Willst du mir nicht sagen, was es ist? Ich meine das Neue, was über dich gekommen ist.“ Und leise, wie lächelnd: „Ich habe es wohl gesehen, Gret.“ Und als die Gret noch zögert: „So wie mir zumute ist, brauchst du nicht Angst zu haben, ich könnte es jemandem erzählen.“

Da sprudelt die Gret heraus: „Ich hab' ihn ja so lieb, Maria. Ich hab' gar nicht gewußt, daß es so etwas gibt.“

„Wer ist es denn?“

„Der Hannes.“

„Der neue Lehrer?“

„Maria, steht nicht geschrieben: Du sollst Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhangen?“

„Wird es nicht schwer für dich sein, alles zu verlassen?“

Ganz leise und stockend sagt die Gret: „Und wenn ich nichts mehr habe auf der Welt als ihn, und er schaut mich an, daß alles, was ich bin, offen ist vor ihm, dann bin ich zu Hause.“

„So bist du glücklich, Gret? Ich — — war's auch . . .“

Fassungslos starrt die Gret sie an: „Bist du es nicht, Maria? Du freust dich doch?“

„O ja, Gret. Wie schön ist es, wenn es sich bewegt in mir. Aber ich habe Angst, entsetzliche Angst . . .“

Es ist jetzt dunkel bis auf das Feuer. Groß und verloren steht ihr Gesicht im Raum.

„Wenn ich sterbe, muß das Kind ohne Mutter sein . . . Du, Gret, würdest du gut sein zu meinem?“

„Maria, warum willst du das Dunkelste denken?“

„Es ist mir so schwer ums Herz, Gret . . . O . . .“
Mit leisem Stöhnen sinkt sie in sich zusammen.

Atemlos läuft die Gret durchs Dorf, die alte Hebamme zu holen. Die ist abgerufen worden; aber die Nachbarn können ihr auch nicht sagen, zu wem. Da hinterläßt die Gret ihr nur einen Zettel und hastet heim. Die Maria hat sich aufs Bett geworfen. Gegen Morgen kommt die Frau, als es schon spät ist für die Maria. Der Willem ist herumgestanden, und das Herz hat sich ihm umgedreht. Maria ruft ihn zu sich: „Du, Willem, fahr hinaus auf Fang! Und wenn du heimkommst, wird dein Kind da sein.“

Er kniet an ihrem Bett: „Wenn ich dir doch helfen könnte, Maria!“

Sie nimmt ganz fest seine Hand und drückt sie zusammen, weil wieder die wilden Schmerzen einsetzen. „Tu mir die Liebe, Willem. Ich schaff's allein.“

Der Willem zögert. Er schämt sich. Und beugt sich dann doch über sie, für einen kurzen Augenblick sein Gesicht auf ihre Wange zu legen. Das ist nicht üblich zwischen ihnen. Aber wie gut ist es für die Maria in all dem Bösen, was jetzt über sie hereinbricht.

Schwer stapft der Willem hinaus. Er löst den Anker, zieht ihn herauf, und hart ist der Ruck, der das Schiff vom Land stößt. Wie langsam schleichen heut die Stunden, als hielten sie den Atem an und wagten nicht heraufzukommen. Die Gret will bei der Schwester sein; aber da hat die Hebamme das Regiment und weist sie hinaus. In der Küche läuft die Mutter hin und her. Die Gret wird fortgeschickt, wenn sie helfen will. Nun arbeitet sie im Stall mit rotem Kopf, schweigend und unermüdlich. Auch der Paule werkt da herum. Aber heute fliegen keine Scherzworte hin und her, wie sonst zwischen ihnen üblich. Wenn die Gret einmal ins Haus hinübergeht, hört sie Marias schweres Stöhnen. Und dann ein Schreien. Die Hebamme hantiert schweigend und umsichtig. Aber plötzlich tritt sie aufgeregt zur Gret: „Ein Arzt! Ein Arzt! Sie verblutet ja!“

„Ein Arzt ist nur in Memel“, sagt die Gret verstört und will zur Kranken, aber die Hebamme zieht sie hinaus. Da steht sie reglos und wagt kaum zu atmen.

Im Zimmer wird es plötzlich still. Dann ein kleines Stimmchen. Die Hebamme bringt ein zappelndes Bündel in die Küche und legt es in einen Korb neben das Herdfeuer. Jetzt darf auch Gret

das Kind sehen. Es ist ein Junge. Die Maria liegt im tiefen Schlaf der Erschöpfung. Nun ist es doch noch gut gegangen, atmet die Gret auf. Sie möchte voll Freude danken. Aber die Hebamme ist noch nicht beruhigt. Die Gret darf endlich zur Schwester hinein. So totenblaß hab' ich die Maria nie gesehen, denkt sie, und sitzt da mit gefalteten Händen. Und bangt und hofft. Aber das Schicksal geht seinen gewaltigen Gang, ungeachtet der Frau, die mit allen Kräften der Liebe und des Hoffens ihm Einhalt zu gebieten versucht; unbarmherzig greift es nach der Maria. Als der Willem vom Meer kommt und bei seiner Frau niederkniet, ist es schon entschieden, daß sie ihre Augen nicht mehr auf tun wird. Ihn schüttelt fassungsloses Weinen.

Verblutet, weil kein Arzt zur Stelle war . . . Das ist das Wort, das hart durch das Dorf geht und alle Sinne verstört.

Still ist das Haus geworden. Nur der kleine Heini erwacht täglich heller zu seinem Leben. Alles ist der Gret zerschlagen. Nur, wenn der Hannes einmal am Haus vorübergeht, liest sie in seinen Augen, daß alles beim alten ist. Er hat mit der Oma gesprochen wegen der Gret. Aber

die ist heftig und böse geworden: „Was muß die Gret jetzt ans Heiraten denken? Dafür ist jetzt nicht die Zeit. Wer sollte denn für den Heini sorgen? Wer tut die Arbeit auf dem Hof?“ Mit diesen Worten hat sie ihn stehenlassen, obwohl er der Lehrer ist und alle Leute zu ihm aufschauen. Und die Gret hat kein Wort gewagt und hofft, daß die Zeit eine Änderung bringt.

Der Sommer ist hingegangen und wieder ein Winter und noch ein Jahr. Heini kräht schon lustig und krabbelt auf dem Hof herum. Der Willem tut seine Arbeit stumm und fleißig wie immer.

Es ist ein Herbsttag, an dem man schon den nahenden Winter spürt. Der Sturm rüttelt die Bäume und schmettert Fensterläden und Türen zu.

Vorm Haus arbeitet der Paule, pustet sich in die Hände und flicht an Matten, mit denen die Kartoffeln geschützt werden sollen vor der strengen Kälte. Durch die obere Gartentür schleicht ein rothaariges Frauenzimmer und sucht zum Paule zu gelangen. Eine Weile sieht sie ihm bei der Arbeit zu. Dann ruft sie ihn an: „Du Paule!“

Der Paule tut, als höre er es nicht. Er

spricht über seine Arbeit: „Und wenn die Kartoffeln erfrieren, glaubst du, das ist gut für die Schweine?“

Sie ruft ihn wieder an. Er pustet sich in die Hände: „Kann morgen noch kälter werden. Wird auch kälter. Hach! Ich möchte ins Haus laufen.“ Nun blickt er die Katja zum erstenmal an. Der Willem ist nicht da.

„Na, wo ist er denn?“

„Der ist in den Wald, schlägt Holz. Aber geh, die Oma, siehste! Geh! Geh!“

Die Katja steckt ihm eine Schachtel Zigaretten zu: „Da, Paule! Wenn er wiederkommt, sag mir Bescheid! Klopfst ans Fenster. Die andern brauchen's nicht zu hören.“ Damit geht sie. Der Paule sieht ihr nach. Die Oma kommt. Sie geht schwer an ihrem Stock.

„War die schon wieder hier?“

„Wer?“

„Die Katja.“

Und der Paule: „Ja. Hat mir Zigaretten gebracht.“

„Daß die sich man nicht kriegen läßt von mir! Die braucht nicht so hinten herumzuschleichen und will bloß dem armen Jungen den Kopf verdrehen und den Hof einstecken.“

Der Paule sieht die Oma groß an. Das weiß die alles?

So ist die Oma, stark und groß, als wache sie über allem. Sie wendet sich, spricht vor sich hin, stößt mit dem Stock ärgerlich auf die Erde: „Und nur die Gret mit ihrem Trotz treibt es dahin.“

Der Paule, aber, im Flegelton seines Alters: „Dat kann ich der Gret nicht verdenken. Auf'm Hof herumbuckeln, wo sie den Lehrer kriegen kann und ein feines Leben führen.“

Die Oma sieht ihn an: „Du? Hast du auch schon dazwischenzureden? Mach deine Matten! Steh nicht so herum! Kriegst sie nicht fertig, bis die Kartoffeln erfroren sind. Ist du die erfrorenen Kartoffeln alle auf?“

Herbstwinde spielen mit den welken Pflanzen am Boden. Die Oma geht mit schwerem Schritt durch den Garten. Sie grübelt in sich hinein. Wenn ich einmal nicht mehr hier bin, wie soll das werden? Die rote Katja hier auf dem Hof? Und der Willem tut alles, was sie will. Und dahin ist es nur gekommen, weil die Gret sich so bockbeinig anstellt. Heult nun schon drei Jahre lang um ihren Lehrer. Weil der ihr schönere Worte

sagen kann als der Willem, der sich halt plagen muß, aber auf seinem Hof. Und doch standen sie hier alle einmal. Der Vater! Was war das für ein fleißiger Mann. Wie hat der für den Hof gesorgt. Und der kleine Bengel. Der gehört doch zum Hof, dasselbe Gesicht wie die andern, die vorher da waren. Und nun soll das alles in fremde Hände kommen. Das wäre der Katja gerade recht, diesem roten Frauenzimmer. Ich werde zum Lehrer gehen. Er muß die Gret freigeben. Ein Hof ist mehr als ein Lehreramts. Das muß er verstehen. Wenn die Gret nicht will, soll er's von ihr verlangen. Hier gehört sie hin. Der Hof darf nicht in fremde Hände fallen, sonst kann ich nicht in Ruhe sterben.

Grimmig stößt sie mit dem Stock auf den Boden. Ihr Fuß tritt hart auf die erfrorenen Blätter. Über dem Haus ziehen Krähen und stoßen mißtönende Rufe aus.

Im Lehrerhaus ist es dunkel. Nur auf der Feuerstelle schwelt Glut. Auf einem niederen Schemel hockt der Hannes, blickt in das Feuer, stochert mit dem eisernen Haken darin herum. Unmutig grübelt er, was nun werden soll. Alles Licht hat die Gret mitgenommen aus seinem

Leben. In ihm ist eine Friedlosigkeit, von der er früher nichts wußte. Wie reich man durch ein Lächeln sein kann, nur durch ein Lächeln, das in den Tag scheint, denkt er und preßt die Hände zusammen.

Draußen kommen eilige Schritte näher. Jetzt klopft es an die Tür. Die Gret tritt ein. Sie lehnt gegen die Wand. Ein schwarzes Tuch hat sie um die Schultern geschlagen. In so ein Tuch sollen wir unser Leben vergraben. Ganz plötzlich muß er es denken. Er geht auf die Gret zu, faßt ihre beiden Ellenbogen und legt seinen Kopf zwischen ihre Hände. Ihr Gesicht beugt sich über ihn. So verharren sie eine Weile still und ohne Bewegung.

„Gret, so geht's nicht mehr weiter!“ stößt der Hannes heftig heraus. „Ich spreche mit der Oma. Ich sag' ihr, daß wir nun endlich heiraten wollen.“

„Auf den Hof gehört die Gret, wird sie dir antworten. An mich denkt sie dabei nicht. Die Katja, die Arbeit und das Kind sind ihr wichtig, ich nicht. All das ist mir Alltag. Bei dir ist das Fest . . . das andere, was man nicht versteht und was doch so schön ist.“

Hat sie es wirklich gesagt? Oder hat sie es nur gedacht? Ratles legt sie ihren Kopf in seine Hände.

Der Hannes richtet sich auf und schließt sie in seine Arme. „Mein Liebstes, du“, flüstert er, „ich laß dich nicht. Ich werde auch mit der Oma fertig werden.“ Hart faßt er ihr Handgelenk, daß sie's bis ins Herz hinein spürt.

„Lieber, du!“ Jetzt fährt sie auf und ist wieder in der Gegenwart. Immer vergißt sie das Böse, wenn sie ihn sieht.

„Ich kann nicht mehr.“ Sie beugt sich zurück. In ihrem Gesicht ist ein großer Schmerz. „Meine Gedanken sind bei dir, immer. Während meine Hände arbeiten, ist mein Herz hier.“

„Du wirst zu mir kommen. Ich hole dich, Gret. Durch dich hab' ich erst erfahren, was das Leben mir schenken kann. Das darf nicht zu Ende sein.“

Im unwirklichen Licht, das von der Feuerstätte ausgeht, sieht sie sein Gesicht ganz nah vor sich. Sie liest darin, Zug um Zug. In ihr Bewußtsein gräbt es sich ein für alle Ewigkeit. Scheu fährt ihre Hand über seine Augen. Etwas unendlich Warmes, Zartes ist in dieser Bewegung. Einen anderen Menschen lieber haben als sich selbst — jetzt spürt sie es.

Den Mann bringt es um seine Fassung, sie so nah zu haben, so ihm zu eigen und doch nicht sein. Da preßt er sie an sich, daß ihr der Atem stockt. Eine wilde Angst erfaßt sie. Sie reißt sich los und stürmt fort. Durch die offene Tür weht ein kalter Luftzug. Der Hannes steht allein mitten in der Stube.

„Du bist noch immer so mädchenhaft wie vor drei Jahren“, sagt er laut und so, als ob er fröre. Es ist, als ob er ihr nachstürmen wollte, aber langsam dreht er sich um und setzt sich wieder ans Feuer. So allein kann man sein in der Welt. Ein Mondstrahl spielt auf der Schwelle der Tür, durch die sie floh.

An einem der nächsten Tage ist er wieder hinübergegangen zur Oma. „Ich komme wegen der Gret“, fängt er vorsichtig an.

Da fährt die alte Frau auf: „Sie sind schuld, Sie ganz allein, daß das Unglück über den Hof gekommen ist. Was soll denn nun werden? Soll das alles hier zugrunde gehen? Und der Willem mit? Und alles nur, weil die Gret den Herrn Lehrer im Kopf hat?“

Die Gret hört das laute Reden und stürmt herein.

„Hannes, ich bitte dich, wenn ich irgend etwas für dich bin, geh fort! Ich kann das nicht anhören . . .“

„Lassen Sie die Gret laufen!“ schreit die alte Frau ihm nach. „Dann wird hier endlich Frieden.“

Ganz klein und unglücklich ist der Hannes auf dem Heimweg. Nein, so kann es nicht weitergehen. Ich kann's nicht, der Willem nicht, die Gret nicht, die stumm umhergeht und keinem mehr ein gutes Wort gibt. Ihr helles Singen, das hat schon lange niemand mehr gehört . . .

Gleichmäßig plätschern die Uferwellen des Haffs in seine Gedanken.

Unbarmherzig prasselt der Regen nieder. Blitze reißen den Himmel auf und der Donner rollt bedrohlich über die Wasserfläche. Am Fenster steht die Gret, sieht in die zuckenden Blitze. Der Aufbruch der Elemente da draußen hat auch in ihr alles aufgerissen, daß sie meint, es nicht mehr ertragen zu können. Klarheit! So oder so! Ich kann's ja nicht mehr. Oder man sollte schon tot sein.

Ein heftiger Donnerschlag erschüttert das Haus. Die Mutter tritt zu ihr. „Was machst du hier am

Fenster, Gret? So geh doch weg! Hier kann dich der Blitz erschlagen.“

Aufgebracht erwidert die Gret: „Ja, warum nicht? Jetzt ist ja alles gleich. Warum ist meine Schwester gestorben? Auch nur wegen dem Dorf . . .“

„Gret, sei still! Ist dieses Dorf nicht auch Heimat für dich und Frieden?“

„Heimat?“ höhnt die Gret. „Geht's denn nicht auch um mich selbst? Kann man den, den man liebt, einfach ausreißen hier? Ist das alles so leicht? — Jetzt such' ich ihn, deinen Willem oder meinen . . .“ Und schon ist sie hinausgestürzt in das Unwetter, das sich um sie aufbäumt wie schwarze, trostlose Nacht. Sie läuft ins Dorf. Warum ist denn der Willem auch nicht zu Hause? Warum geht der jetzt so oft ins Wirtshaus? Das war doch sonst nicht seine Art. Unordnung kann sie nicht vertragen, die Gret. — Aber dort ist er auch nicht. Nicht der Willem und auch nicht der andere, der ihre. Der meine? Was ist denn mein? Ist er denn jetzt noch mein?

Haben die Wirtsleute die irrenden Blicke der Gret nicht bemerkt? Hat keiner gesehen, wie so ganz ohne Heimat ein Menschengesicht sein kann? Hätte einer Augen gehabt, in ihrer Seele zu lesen,

nachstürzen hätte er ihr müssen, sie festhalten, ihr zurufen: „Gret, du läufst in deinen Untergang!“ Aber diesen Blick hat keiner gehabt, und die Gret ist weitergerannt, ohne recht zu wissen, was sie will und wohin sie geht. Als sie die letzten Häuser hinter sich gelassen hat, breitet sich das Haff vor ihr, ein schwarzer Abgrund, in dem jäh die weißen Kämme aufleuchten, wenn ein Blitz über die weite Fläche flammt, während der Regen heftiger niederrauscht. Einen Augenblick bleibt die Gret stehen. So riesengroß ist diese Nacht, daß sie ganz klein wird mit all ihrer Not. Es tut fast wohl, das zu fühlen... Aber als werde sie getrieben, muß sie weiterstürzen, als könne sie hinauslaufen aus ihrem Leben und allem Schrecklichen entfliehen. Was will sie denn hier oben? Nur weiter, weiter, weiß sie, nur fort von sich, weil heute ein Sturm ist, der die Zeit wegreißt und den Alltag, ein Sturm, der in die Ewigkeit hineinführt. Ganz verirren kann ein Menschlein sich da oder ganz sich finden. Wie ein Schatten läuft sie am schwarzen Wald entlang. Sonst würde ihr schauern vor diesem Weg in der Nacht; aber heute tut dies wildeste Schrecknis ihrer Seele fast wohl. Hier beginnt der bewachsene Berg mit den niedrigen Föhren. Schmal ist der Weg, der zwischendurch

führt. Wie schwarze Arme greifen die Äste nach ihr. Sie fühlt das Stechen der Nadeln, aber sie hastet weiter. Keinen trockenen Faden hat die Gret mehr am Leib. Die Schuhe quietschen bei jedem Schritt, an den Armen rinnt das Wasser in Strömen herunter, und doch muß sie weiter, als wüßte sie ein Ziel. In den Sturm hinein redet sie Worte, abgerissen, aus der tiefen Qual des Herzens, und der Sturm trägt sie davon. „Muß es denn sein?“ schreit sie. „Kann man es?“ Eine Frage erhebt sich in ihrem gemarterten Herzen: lebt es noch in mir, dieses Große, einem Manne zu folgen, wohin er auch ginge? Keine Antwort findet sie auf diesen Ruf. Andere Stimmen mahnen dazwischen: Und der Hof, Gret? Das Land? Das Kind?

Sie hat die Föhren hinter sich gelassen. Nun breiten sich die Dünen vor ihr — weit. Sie kennt hier jeden Schritt; aber jetzt in der Nacht ist alles unheimlich verändert. Dort ist das Tal des Schweigens... Die schwarzen Ränder der Dünen starren gegen den Himmel. Weiter hastet sie. Sie nennen das Tal des Todes, was sich hier zwischen die Höhen schmiegt, und alles sind Berge aus Sand. Mitten durch die Sandwüste läuft sie, als dürfte sie nimmer ermatten. Was will sie denn? Wohin

gehst du, Gret? Ach, sie weiß es nicht, nur fort, fort von sich . . . Vor dem schmalen Gratweg stockt ihr Fuß . . . Wie verloren blickt sie hinunter in den schwarzen Abgrund des Haffs. Ein falscher Schritt kann hier den Tod bringen. Sie weiß es. Aber das ist in dieser Stunde fast eine Lockung. Von drüben schimmert das offene Meer. Weiße Schaumberge leuchten auf, wenn die Blitze über den Himmel fahren. So dicht sind jetzt die jagenden Wolken über ihrem Kopf, als ob man sie mit Händen greifen könnte. Sie zittert vor Kälte unter dem nassen Zeug, sie gleitet aus; aber sie läuft weiter. „Hannes! Hannes!“ ruft sie. Doch der Wind trägt ihre Stimme davon, und der brausende Regen erstickt sie.

Ein Menschlein steht Gott gegenüber, und sein Leben fällt von ihm ab, denkt sie. Sie lehnt sich, ganz ermattet, gegen die nasse Wand und kauert sich an die glitschige Sandfläche. Als sei der Tod über ihr.

Ja, nun steht sie wohl auf der anderen Seite ihres Seins. Es ist, als habe sie alles verloren, was jemals auf Erden ihr eigen war . . . Muß sie wirklich diese Liebe ausreißen aus ihrem Herzen? Steht sie jetzt ganz allein in der Schöpfung, nackt und schauernd? Wo ist denn mein starker Wille,

jeden Widerstand zu brechen? schreit es in ihr. — Oh, ihre Hände krampfen sich in den Sand, und Nässe rieselt durch ihre Finger. Andere Bilder drängen sich vor ihr aufgerissenes Bewußtsein . . . Verwahrlost sieht sie den Hof . . . Die Egge rostet . . . Der Willem geht ins Wirtshaus, weil die rote Katja ihm das Haus verleidet . . . Abends, wenn die Burschen am Haus vorbeigehen, steht die rote Katja am Zaun, sie wiegt sich in den Hüften, sie lacht aufreizend . . . In ihren Augen glimmt eine Verheißung . . .

Und der kleine Heini, wie sieht der aus? Wo ist der geblieben? Verwildert ist er und herumgestoßen. Keiner kümmert sich um ihn. Und die Oma geht zankend durch das Haus, sieht den Verfall und kann ihm nicht wehren . . . „Alles nur, weil die Gret ihr Herz nicht losreißen kann von einem Mann . . .“ hört sie die alte Frau sagen. Hebt sie nicht bittende Hände zu ihr? Hat denn die Gret nicht ihre Wurzeln in diesem Land? Kennt sie im Garten nicht jede Pflanze und jeden Baum? Und jetzt sieht sie das Gesicht der Schwester. Sie sitzen am Herd, aus dem der rote Feuerschein schlägt, und die Schwester fragt die Gret und will alles wissen von ihr. Durch den Sturm glaubt sie die Stimme zu hören: „Wenn

das Kind mich das Leben kostet, sei gut zu dem meinen!“

Könnte sie ihn nicht mitnehmen, den Sohn der Schwester? Aber dann hat der Heini keine Heimat mehr. Fremde Kinder werden auf seinen Äckern aufwachsen, und die seinen werden eines Tages heimatlos und vertrieben sein ... Weit vor beugt sich die Gret. Da unten blinkt der nasse Tod herauf. Wäre es nicht schön, sich jetzt fallen lassen, gleiten in eine Nacht, die keinen Morgen mehr kennt? Wieder wird alles hell vom gewaltigen Schein eines Blitzes. Die Gret hat sich mit den Händen an den Pflanzen festgekrampft, die den Sand festhalten sollen, der Körper ist hinuntergebeugt über das schwarze Wasser ... Aber von da unten her kommt ein anderes Bild auf sie zu: ihre Erde, ihre Felder, ihre Wiesen ... Durch den Regen leuchtet es ihr entgegen: alles ist wie auf der Wanderung zu ihr und drängt sich ihr in die Hände ... Hier ist die Arbeit, die auf dich wartet ... Hier ist das Leben, dem du dienen sollst.

Jetzt weiß sie: es gibt ein anderes Ufer. Dahin folgt ihr keiner. Dort ist sie allein und hat zu entscheiden. Dort hält sie allein Gericht mit sich selbst.

Da steht der Hof. Da steht das Land. Da steht die tote Schwester und hält ihr das Kind hin. Daß da irgendwo auch der Willem steht, das sieht sie in dieser Stunde nicht.

„Nein, ich kann den Hof nicht verraten und das Geschlecht, Hannes, ich kann es nicht.“

Wie ein Hilferuf klingt es. Immer noch halten ihre Hände das Dünengras umklammert, sie zieht den Körper daran hoch. Der Kopf fällt zurück auf den Sand. Aber sie weiß es: jetzt hat sie ein Recht auf diese Erde, auf diesen Boden, auf ihr eigenes Schicksal. Sie hat das Letzte hingegeben dafür. Was bedeutet dein Glück, Gret, wenn hier ohne dich alles zugrunde geht?

Das ist das einzige, was sie noch spürt. In dieser Stunde ist ihr Herz kalt und tot. Daß es um sie noch regnet, fühlt sie nicht. Aber auf ihrer Stirn leuchtet ein Wissen: die Heimat hier braucht mich. Braucht meine Hände. Und sei es noch so schwer: es muß doch sein.

Alles Denken in ihr erstickt jetzt eine schwere Müdigkeit. Zu groß war die Anspannung. Sie sinkt zusammen.

Die alte Frau hat es auch nicht gelitten daheim.

Die hat ihr Tuch über die Schultern getan und ist ihr nach: „Die Gret! Da geht sie hin und macht die größte Dummheit ihres Lebens.“

Und sie läuft denselben Weg durch denselben Sturm, und auch ihr schlagen die Kleider um die zitternden Glieder. Auch sie fragt im Wirtshaus nach dem Willem und hört, daß die Gret da war und weitergelaufen ist und fort war, als man sie zurückrufen wollte.

„Ich werde sie schon holen, die Gret“, ruft die alte Frau und kann gar nicht schnell genug weiterkommen. Ist es eine Ahnung, die sie denselben Weg vorwärtstreibt, den die Gret gelaufen ist vor kurzem? Durch die Föhrenwälder hinauf hastet sie nach den Dünen, da, wo der schmale Gratweg beginnt. Da hockt bei einem Haufen aufgeschichteter Föhrenzweige der Paule. Der will Krähen fangen in diesem Unwetter.

„He, Paule“, ruft die alte Frau, „hast du die Gret gesehen?“ Der Bub springt auf. Zu Tod ist er erschrocken.

„Freilich, Frau . . . Dort hinauf ist sie . . . Daß ich das nicht gemerkt hab', daß da was nicht stimmt, wenn die hineinläuft in das Unwetter und auf die Dünen, wo jetzt keiner was verloren hat . . . Es ist ein gutes Wetter für die Krähen,

da vergißt man so was leicht . . . Geht heim, Frau, ich hol' sie . . . Ich bring' Euch die Gret . . . so wahr ich der Paule bin“, fügt er hinzu, als er sieht, daß die alte Frau noch wartend steht.

Da blickt sie ihm nur in die Augen und kehrt um. Der Paule ist stolz, weil sie Vertrauen zu ihm hat . . . Jetzt wird er alles dransetzen. Er schlägt den Rockkragen hoch, steckt den Kopf zwischen die Schultern und setzt in wilden Sprüngen über Sandhaufen und Löcher, die der Regen aufgeworfen und gehöhlt hat.

Dort, ganz hoch oben, kauert eine schwarze Gestalt. „Gret! Du hier? Willst nicht heimgehen? Die Oma wartet . . .“

Die Gret ist jetzt ganz gut und gefügig. So leicht hat sich der Paule das gar nicht gedacht.

„Heim zur Mutter, Paule? Du meinst, sie wartet auf mich? — Ja, ich will heim . . .“ Mehr sagt sie nicht, aber sie schaut auf ihn mit einem Gesicht, wie er nicht oft eins gesehen hat. Ganz weich ist es, und die Augen sind wie unergründliche schwarze Seen darin . . . Erst läßt sie sich willig führen, aber dann macht sie sich los. „Geh nur zu deinen Krähen, Paule . . . Ich find' schon den Weg . . .“ und jetzt sagt sie wahrhaftig noch einmal das Wort „nach Haus“ und mit einem so

eigenen Ton in der Stimme, als ob sie von einer weiten Reise zurückkomme.

„Ich hab's der Frau versprochen müssen“, beharrt er. Aber als er sie anschaut, begreift er, daß er keine Sorge zu haben braucht. Die geht wirklich heim. Er läuft zu seiner Falle zurück. Da hat sich wahrhaftig eine große Krähe gefangen. Er reißt sie aus dem Eisen heraus und beißt ihr den Nacken durch.

Der furchtbare Regen hat ein wenig nachgelassen. Immer noch zucken die Blitze. Aber der Donner kommt in großen Abständen und schwächer.

Die Gret hastet den Weg zurück. Sie gleitet den steilen Hang im Sand hinab und läuft zwischen Haff und Wald am Strand entlang. Eine völlige Entspannung ist in ihr. Plötzlich bleibt sie stehen. Sind das nicht erregte Männerstimmen? Sie schrickt auf: das ist der Willem. Sonst spricht er kaum ein Wort. Und wie verträumt fühlt sie es: Hab' ich vielleicht Willem noch gar nicht gekannt? Aber das ist kein waches Wissen, nur ein Fühlen im Untergrund ihrer Erschöpfung.

Scharf klingt des Hannes Stimme, wie sie sie nie gehört hat. Dicht an einen Stamm klammert sich

die Gret und lauscht. Ihr Herz schlägt bis zum Hals. Soll sie stehenbleiben? Aber sie muß hören, was sie sagen.

Der Lehrer antwortet voll Leidenschaft: „Ich hab' das nicht gesagt. Ich hab' nur gesagt: die Gret paßt nicht auf den Hof. Es ist alles zu rauh für sie, zu schwer.“

„Es ist für uns alle schwer. Und wenn das Leben nicht schwer ist, hat's nicht viel Sinn.“

Der Lehrer gibt nicht nach. „Wenn sie's leichter haben kann und Sie haben sie lieb, dann müssen Sie ihr das doch gönnen.“

Aber dann ist es, als wolle er plötzlich aufhören, Dinge zu sagen, um die es ihm selbst gar nicht geht.

Nach einigen Augenblicken völligen Schweigens stößt er hervor: „Was wissen Sie denn von mir? Wie können Sie es verstehen, was die Gret mir bedeutet? In der Stadt bin ich aufgewachsen, wo alles eng war und verkümmert . . . Hier ist alles groß und lebendig . . . Da kam mir ein Mädchen entgegen . . . erster Morgen der Schöpfung . . . Ich sah erst, daß alles Einbildung war, was ich bis jetzt geglaubt hatte, vom Leben zu wissen . . . Und dies Mädchen errötete, wenn es mich ansah . . .“

Er schweigt wieder. Willem starrt ihn an.

„Das Wunder ist sie für mich. Ich kann sie nicht wieder hergeben . . . verstehen Sie das?“

„Wunder?“ Willem spricht das Wort schwer nach. Gret späht mit vorgestrecktem Hals durch das Dunkel, fühlt die ungeheure Anstrengung, mit der Willem sich zwingt, Worte zu suchen für das, was doch eigentlich so selbstverständlich ist, daß er meint, es bedürfe gar nicht der Sprache. Aber diesem muß er antworten, und er formt nun seine Sätze. Ungefüge gehen sie durch die Nacht und suchen das Innerste bloßzulegen, was sonst verschlossen in seiner Seele ruht. Sie geben ihn preis, diese Worte, das fühlt die Gret, und sie wagt kaum zu atmen.

„Ihnen ist hier alles Wunder. Uns ist es Alltag, das Meer, aus dem wir leben, die Sonne, die unsere Felder reift. Gefahr und Tod hält das Meer für uns bereit. Die Sonne brauchen wir, sonst habt ihr kein Brot . . .“

Nach einer langen Stille spricht er weiter: „Die Frauen gehören wohl auch zu uns. Kann man sie umpflanzen in eine Stadt? Das leidet das Land nicht. Die Frau wird auch nicht froh werden in der Enge . . .“

Wer hat Schuld, daß alles so gekommen ist? Meine Frau ist gegangen, Wer ist da für das mutterlose Kind? Für den Hof? Kann die alte Frau ihn bestellen oder ein Mann, der jede Nacht hinaus muß aufs Meer? Ruft nicht das alles nach der Gret? . . . Herr Lehrer, in den Städten gibt es doch auch Mädchen für einen wie Sie . . . Herr Lehrer . . .“

Wie beschwörend streckt er die Hände aus nach dem Hannes.

„Das hat wohl die Gret allein zu entscheiden . . .“

Der Willem schreit zurück: „Und wenn die Gret es erst erfährt, wenn es zu spät ist?“

Der Gret verkrampfen sich die Hände auf dem Herzen. Willem neigt sich drohend dem Lehrer zu und läuft dann weg.

Hannes sieht ihm nach, zuckt die Achseln . . . es scheint einen Augenblick, als wolle er ihm eilig nach. Aber dann besinnt er sich und geht mit ruhigen Schritten in derselben Richtung fort. Die Gret will hinterher, will ihm zurufen: Hannes! Aber irgend etwas hält sie zurück. Lange steht sie noch. Wie betäubt ist alles Denken in ihr. Wie sie heimgekommen ist diese Nacht, weiß sie später nicht mehr zu sagen.

Der Sturm tobt weiter über Meer und Land. Noch hat die See sich nicht beruhigt. Es ist so, als habe das Wetter nur Kraft gesammelt zu stärkerem Toben. Tage geht das nun schon. Über den Himmel fahren noch immer die sengerlen Blitze. Die Oma steht am Fenster. Drohend hat sie die Arme aufgereckt. Sie hadert mit dem Schicksal. Die alte Zeit steht vor ihr auf, als ihr Mann noch lebte. Als ob er der gute Arm der Erde wäre, so stark war er. Und die Erde war gut zu ihm und auch gut zu mir, sinnt sie, weil er so stark war. Die Wellen trugen ihn. Sie schlugen an sein Boot, aber sie gaben ihm reichen Fang. Er war der Herr hier, und das wußte die Erde. Das wußte auch das Meer. Vielleicht war das so, weil ich so ganz bei ihm war. Der Willem ist so allein. Und ist doch so ein guter Junge.

Die rote Katja stürzt herein. Sie schreit: „Der Willem! Der Willem ist hinausgefahren. Da ist ein Kahn in Not. Ach, wenn das man gut geht. Er ist gar nicht mehr zu sehen. Das Meer ist heute so wild.“

Ruhig und groß blickt die Oma sie an: „Hast du es gesehen? Warum hieltest du ihn denn nicht zurück?“

„Ich konnt' ihn doch nicht halten.“

Heftig zucken beide zusammen. Ein schwerer Donnerschlag rollt über das Haus und die wild aufschäumende See. Das war ein Einschlag! Katja rennt hinaus. Verworrene Stimmen kommen näher. Zwei Fischer tragen den Willem auf einer Bahre und setzen ihn mitten in der Stube ab.

Leise stöhnt der Willem: „Ach ja! Ach ja! Wo ist er nun?“ Die beiden Fischer langsam: „Gott sei mit ihm. Er kommt nicht wieder.“

Der Willem hebt den Kopf. „Das ist nun mal so hier. Und wird immer so bleiben...“

Die Gret kommt herein, zögernd bleibt sie an der Tür stehen. Dann rafft sie sich auf, geht hin zum Willem und sagt: „Willem! Ist's so schlimm mit dir?“

Der Willem schüttelt traurig den Kopf: „Nein, Gret. Es wäre besser schlimmer gekommen. Der, der da unten liegt, hat Frau und Kind. Mich...“ Er schweigt.

Aber Gret faßt seinen Kopf: „Sag's nicht, Willem.“ Voll Angst kniet sie neben ihm.

„Sag's nicht!“ Und sie drückt seinen Kopf an ihre Brust, daß er nicht sprechen kann. Die Katja

zischt: „Dann bin ich wohl überflüssig? Dann hab' ich hier wohl nichts mehr verloren?“

Die Oma hebt drohend den Stock: „Längst hättest du fühlen müssen, daß hier nichts zu holen ist.“ Sie zerrt sie am Arm hinaus, geht hinterher und schließt die Tür.

Die Gret bettet den Willem sanft zurück. Er ist in einen Schlaf gesunken, der der Ohnmacht verwandt ist. Sie bleibt bei ihm. Als sie meint, daß er bald aufwachen muß, geht sie leise hinaus.

Ist es Zufall oder Schicksal, was die Menschen zueinander führt? An einem der nächsten Tage stehen sich der Willem und der Lehrer plötzlich im Walde gegenüber. Sie haben sich noch manches zu sagen. Und jetzt muß es gelöst werden, irgendwie . . .

„Was soll ich darüber sprechen? Sie wissen, wie ich zur Gret stehe. Seit drei Jahren ist sie mir versprochen, die Heirat ebensolange verweigert worden.“

Der Willem erregt sich: „Ich hab' sie Ihnen nicht verweigert. Es war was anderes. Sie konnte wohl selbst nicht, wie sie wollte. Sie hat gefühlt, daß der Hof sie nicht losläßt, wenn sie's auch nicht gesagt hat.“

„Eingeredet hat man es ihr. Von dem Kind gesprochen, ihr Mitleid erregt.“

Willem sucht ihm klarzumachen: „Verstehen Sie noch immer nicht? Darum geht es hier nicht. Es ist der Hof und das Geschlecht, die nicht ver-raten sein dürfen . . .“

Heftig unterbricht ihn der Lehrer: „Der Hof! Das Geschlecht. Das weiß ich alles. Aber hier geht es doch um das Glück! Was hat die Gret hier zu erwarten? Ein Leben voll Mühe und Arbeit. Und eines Tages legt man ihr womöglich den toten Mann vor die Füße, wenn ihn das Meer überhaupt wieder hergibt. Dann steht sie da; und was wird dann aus dem Hof?“

Willems Stimme ist hart: „Davon sollen Sie nicht sprechen. Dann ist immer noch die Gret da. Und ihr Kind. Und der Hof verbleibt ihrem Blut. Glauben Sie denn, daß die Gret bei Ihnen, in einer engen Stadt froh sein könnte? Der Hof würde sie rufen — immer wieder —, und solange der Ruf ist, kann die Gret keine Ruhe finden und kein Glück . . . Ich kenne die Gret, kenne die Gulbis.“

Haben die Worte des Willem das Herz des anderen erreicht? Er tut noch ein Äußerstes, der wortkarge Willem. Er ringt jetzt mit allem, was

in ihm ist, um das Mädchen. Weich klingt seine Stimme, ohne daß er selber es weiß. „Hannes! Gib sie mir! Nicht meinetwegen. Es geht um den Hof.“

Der Lehrer zögert: „Und die Gret?“

Noch einmal die bittende Stimme, die eigentümlich berührt an dem harten Mann: „Wenn du's ihr sagst, bleibt sie auf dem Hof. Weil sie dich liebt, aber auch den Hof nicht untergehen lassen kann . . . Es ist der einzige Weg, Hannes.“

Der Lehrer sieht ihn an. Schwer ringt er sich die Worte ab: „Dann wollen wir ihn gehen.“

Noch steht er unschlüssig da. Noch bohrt etwas in ihm, das gesagt werden will. „Sie war die erste Frau für mich. Ich habe sie gelassen, wie sie war.“

Der Willem sieht den Hannes an. Sieht der nicht aus wie einer, der einen großen Sieg errungen hat?

Am anderen Morgen liegt schwerer Nebel über dem Wasser und auf der Erde. Schattenhaft ragen die Äste der Bäume. Man sieht nicht weit vor sich. Aber am Uferrand plätschern leise Wellen. Willem sitzt flickend an seinen Netzen. Da tritt die Gret zu ihm. „Willem.“

Und der Willem in seiner langsamen Art: „Gret.“

Die Gret sagt zögernd: „Kann's denn noch gut werden?“

Der Willem sieht auf von der Arbeit: „Soll's so bleiben, meinst du auch beim hellen Tag, was du heut nacht gesagt hast?“

Die Gret spricht, als sei es das erste Wort zum Willem: „Das ist gewachsen in Wochen. Ist immer klarer geworden. Je klarer es wurde, desto mehr hab' ich mich dagegen gewehrt. Wollte es nicht wahr sein lassen. Und doch ist es wahr geblieben. Wenn du mich willst, obwohl du's weißt . . .“

Der Willem antwortet schwer: „Die Frau hat mehr Ruh'. Der Heini hat eine Mutter. Und die Kinder, die kommen, haben den Hof, auf den sie gehören.“

Dann schweigt er. Und endlich steigt es fragend aus dem Grund seines Herzens: „Gret?“

„Ja, Willem.“

Der Nebel hebt sich und Klarheit breitet sich über das Haff.

CAROLA SCHIEL

Die Insel der weißen Göttin

Roman

Dieser Roman-Erstling darf als eine eigenwillige Erscheinung des deutschen Schrifttums gewertet werden. Weltweite ist sein Gestaltungsraum, Fernsehnsucht bestimmt Handlung und Geschehen.

Groß und naturgewaltig wächst die „Insel der weißen Göttin“ aus der freien vorbildlosen Phantasie der Dichterin in die Wirklichkeit herauf und wird zu einem Bild nordischer Landschaft.

Mit ungewöhnlicher Gestaltungskraft formt Carola Schiel Leben, Sitte, Kampf und Not dieser Bauern von Altland zu einem Erlebnis unserer Zeit. Der Gefährdung alten heiligen Gesetzes durch den Einbruch erwerbsgieriger Fremder stehen die bewahrenden Urkräfte des Volkes gegenüber.

Das Buch überzeugt in seinen Erkenntnissen und kraft seines kühnen, dichterischen Schwunges.



VERLAG GEORG WESTERMANN
BRAUNSCHWEIG

LIANE VON GENTZKOW

Das deutsche Mädchen

Von der Frühzeit bis zur Gegenwart

Mit Textbildern von Prof. Gerh. Ulrich

In diesem frischen Buch wird im Chronikton lebendig und anschaulich erzählt, was das Schicksal des deutschen Mädchens durch die Jahrtausende gewesen ist. Es ist ein Buch, das den Menschen und seine wandelreiche Umwelt als dienendes Glied in der Kette der Ahnenfolge und der im Volk verwurzelten Gemeinschaft begreift. Es wird Geschichte erzählt aus dem Willen und der Sehnsucht, die Kenntnis unserer Vorwelt zu vermitteln, und zwar auf dem Grunde einer tatbereiten Gegenwart, die alles Erbgut als Kraftquell empfindet im Ringen um eine große und freie germanisch-deutsche Zukunft. Die Forderung von Walter Frank, Geschichte so zu schreiben, daß die Geschichtemachenden sie im Tornister mit sich führen, ist in diesem Buche aufs anmutigste für das deutsche Mädchen und die deutsche Frau erfüllt. Die Bildgestaltung von Prof. Ulrich ist ausdrucksvoll und kennzeichnet einfühlsam den Wandel der Jahrhunderte.



VERLAG GEORG WESTERMANN
BRAUNSCHWEIG